

UNIV. OF
CALIFORNIA

Auf Großtierfang für Hagenbeck

Selbsterlebtes aus afrikanischer Wildnis

von

Chr. Schulz

(vom Hause Carl Hagenbeck in Hamburg)

Mit über 80 Illustrationen
nach Original-Aufnahmen



I 9 2 I

Verlag Deutsche Buchwerksäten
Dresden

in Voi an der Ugandabahn eingetroffen und hatte in der Nähe der Station sein Lager aufgeschlagen. Auf diese Nachricht hin beschloß ich sofort mit dem nächsten Zuge dorthin zu reisen, um die beiden Dickehäuter für den Stellinger Tierpark zu erwerben.

Die Fahrt auf der Ugandabahn bietet dem Reisenden viele abwechslungsreiche Bilder. Der Zug rollt zunächst durch einen herrlichen Palmenwald, der sich wie ein Gürtel die Küste entlang hinzieht. Eingeborenenendorfer, deren Hütten im Schatten dunkelgrüner Mangobäume liegen, tauchen auf. Krausköpfige, nackte Negerkinder werden durch das Heranbrausen der Lokomotive aus ihren Spielen aufgeschreckt und laufen schreiend und winselnd dem Zuge nach. Vereinzelt sieht man hier und da einige Ziegen grasen. Rinder bekommt man selten zu Gesicht, denn in diesem Landstrich herrscht die Tsetse-Plage, welche eine Großviehzucht unmöglich macht.

Die Station Machakos ist erreicht. Hier ist dem Passagier die letzte Gelegenheit geboten, sich mit Ananas, Bananen, Orangen und anderen Früchten für die Weiterreise durch die Steppe zu versorgen. Der Palmengürtel liegt nun hinter uns, das Landschaftsbild hat den Charakter der typischen Parklandschaft angenommen. Hier und da stehen einige mächtige Affenbrotbäume (Baobab) und dazwischen vereinzelt große Schirmakazien. Unangenehm macht sich der vom Zuge aufgewirbelte rote Staub bemerkbar, der durch die feinsten Ritzen der Türen und Fenster eindringt. Gegen das grelle Sonnenlicht werden graublaue Schuhfenster heruntergelassen. Nach etwa sechsstündiger Fahrt erreichen wir die Dornbuschsteppe. Sie ist charakterisiert durch dichten, fast undurchdringlichen Dornbusch, verwachsen mit Sansibieren und hohen Euphorbienarten. Gegen sieben Uhr abends ist die Station Voi erreicht.

Um nächsten Morgen in aller Frühe begab ich mich zum Lager des Ansiedlers. Wie jauchzte mir das Herz vor Freude, als ich

im provisorisch hergerichteten Kral zwei prächtige Dicthäuter vor mir sah. Es war ein Pärchen etwa zweijähriger Doppelnashörner, und beide schon stark entwickelte Exemplare. Als Tiersänger konnte ich mich leicht in die Erzählung des Ansiedlers hineindenken; manche Strapazen und Gefahren hatte er zu überstehen gehabt, bis er die beiden Dicthäuter glücklich im Kral hatte. Gehört doch schon die Jagd auf Nashörner zu den gefährlichsten ihresgleichen; wieviel mehr steht das Leben des Jägers auf dem Spiel, wenn er diese kampfbereiten Tiere lebend in seine Gewalt bringen will. Sehr oft gerät der Tiersänger beim Fang in schwierige und lebensgefährliche Situationen. Auch ich habe in dieser Hinsicht manche kritische Episode erlebt, wie der Leser aus folgenden Kapiteln ersehen wird.

Wir wurden bald handelseinig, und so konnte ich nach Hamburg telegraphieren: „Schon im Besitz zweier Nashörner.“ Wenige Stunden später lief die Antwort ein: „Gratuliere, Hagenbeck!“ Da auf der Ugandabahn wöchentlich nur zwei Züge verkehrten, so nutzte ich meinen Aufenthalt in Voi zu einigen Streifzügen in die Ebene aus, um die Tierwelt zu beobachten. Vorherrschend war in jenem Gelände die Dornbuschsteppe, aus der sich einige hohe Berge erhoben. Überall konnte ich ein reiches Tierleben feststellen; verschiedene Antilopenarten, Giraffen, Nashörner, Löwen und Leoparden, Wildschweine, Affen und eine Menge Vogelarten halten sich in der Steppe auf. Zahlreiche Wildwechsel und Fährten führten zum Voifluß, an den das Wild zur Tränke zog.

Der Transport der beiden Nashörner zur Küste bot keine besonderen Schwierigkeiten, da die Eisenbahn zur Beförderung der Tiere in Anspruch genommen werden konnte. Nicht immer so leicht wie hier gestaltet sich ein Tiertransport durch das wegelose Innere. Da muß mitunter in unwirtlichen Gegenden erst Schritt für Schritt der Weg gebahnt werden, über den sich die Karawane mühselig hinschlängelt. Solche Tiersang-Expeditionen verschlingen große

Geldsummen, ohne daß sich dabei der Tierfänger dem Luxus mancher modernen Sportsjäger und Afrikareisenden hingibt; Extravaganz sind für ihn von vornherein ausgeschaltet. Hier heißt es das Wild in der Natur zu beobachten und zu studieren, die Tiere lebend und unverletzt in seine Gewalt zu bringen, in Augenblicken der Gefahr entschlossen zu handeln und oft als erster mit Lebensgefahr für andere einzuspringen. Doch nicht genug damit: der Tierfänger soll seine Beute auch gesund und wohl behalten zur Küste und von da in zivilierte Länder bringen. Um dieses bewerkstelligen zu können, muß er reichliche Erfahrung in seinem Fache gesammelt haben. Die Pflege und Aufzucht exotischer Tiere ist eine Wissenschaft für sich, die nur ein ausgezeichneter Tierfreund sich anzueignen vermag. Jedes Tier muß individuell behandelt werden, soll dasselbe, das von einem Rudel oder Muttertier abgesprengt wurde, nicht zugrunde gehen. Auch steht den meisten Tieren die ausgestandene Angst vom Einfangen noch in den Gliedern, und das Neue ihrer Umgebung versetzt sie zuweilen in einen solchen Zustand der Erregung, daß sie am Herzschlag tot zusammenbrechen. Allem diesem wird ein geschickter Tierfänger Rechnung tragen und seinen Pfleglingen alle Liebe und Sorgfalt angedeihen lassen. Eine Karawane wird auch stets eine Anzahl von Milchkühen, Ziegen sowie Milchvorräte mit sich führen, damit die Tier-„Babies“ genügend Nahrung bekommen. Ist aber eine wasserarme Gegend zu durchqueren, so muß reichlicher Wasservorrat auf den Lasttieren oder auf den Köpfen der Träger mitgeschleppt werden; dabei hat der Karawanenleiter auch sein Päckchen Sorge zu tragen, damit es den Tieren, aber noch mehr den Menschen an nichts gebracht. Die Unabhängigkeit vieler Tiere an Menschen, die ihr Vertrauen gewonnen haben, sowie ihr Gedächtnis für gute Behandlung ist mitunter ganz erstaunlich. Dies sind die Freuden des Karawanenleiters, die ihm über alle Sorgen und Strapazen hinweghelfen.

Die beiden Nashörner, Bob und Marianne, brachte ich mit ihren Wärtern, zwei Masais, zur Küste. Dies war bei der Unabhängigkeit der Dschäuter an ihre zwei schwarzen „Nurses“ äußerst einfach. Bis zur Bahnstation liefen Bob und Marianne wie Hunde ihren Wärtern nach. Sie folgten ihnen auch willig über die Rampe in den Bahnwagen, und fort ging die Reise nach Mombasa. Ein in der Nähe der Stadt liegender Platz mit wilder Vegetation war wie geschaffen zum Aufenthalt meiner beiden Nashörner. Der Besitzer dieses Platzes, ein liebenswürdiger Österreicher, der hier ein Hotel baute, stellte ihn mir gerne zur Verfügung und zeigte selbst das lebhafteste Interesse für meine Pfleglinge. Für die Bewohner von Mombasa war die Ankunft der beiden Nashörner ein außergewöhnliches Ereignis; alt und jung lief herbei, um die beiden Dschäuter anzustauen. Natürlich bekam ich von den Eingeborenen sofort den Namen „Bwana Kifaru“, die Suaheliworte heißen auf deutsch: Herr Nashorn. Die Schwarzen haben nämlich die eigentümlichen Gewohnheiten, jeden Europäer nach irgendeinem ihnen auffallenden Merkmal zu benennen und die europäischen Namen ganz zu ignorieren.

So anhänglich und sanft Bob und Marianne gegen ihre Wärter und auch bald gegen mich waren, so abweisend und grob konnten sie gegen allzu zudringliche und neugierige Besucher werden, und einige der letzteren machten trotz gutgemeinter Annäherungsversuche unangenehme Erfahrungen. Einer der ersten hierunter war der Eigentümer des Platzes selbst. Er pflegte, sooft er den Bau seines Hotels besichtigte, bei den Tieren vorzusprechen und ihnen Leckerbissen zu reichen. Eines Tages wollte er Bob kraulen, aber das Nashorn verstand die Handbewegung falsch und schnitt prustend das Horn gegen ihn. Der Herr suchte sein Heil in schleunigster Flucht. Von Bob verfolgt, rettete er sich auf einen aufgeschütteten Sandhaufen, dessen lockeres Material dem schweren Nashorn glücklicherweise nicht erlaubte nachzukommen. Auch Ma-

rianne stürzte herbei und unterstützte ihren Gefährten, den Herrn auf dem Sandhaufen zu bewachen. Erst das Eintreffen des Wärters machte der tragikomischen Szene ein Ende. Willig folgten die Tiere dem Masai und ließen von ihrem erschreckten Opfer ab.

Da ich die beiden Nashörner gut untergebracht hatte und in angemessener Pflege wußte, konnte ich ohne Sorge mich nach weiteren Tieren umsehen. Zunächst reiste ich mit dem Dampfschiff von Mombasa nach Tanga in Deutsch-Ostafrika, weil mir von dort verlässliche Tiere gemeldet wurden. Der Wechsel aus einer englischen in eine deutsche Kolonie ist sofort fühlbar. Während z. B. auf englischem Gebiet an der Ugandabahn aufwärts weite Strecken noch unbebaute Steppen sind und erst über 300 Meilen von der Küste entfernt bei der Hauptstadt Nairobi Farmbetrieb beginnt, sieht man auf deutschem Boden, wie Arbeitslust und Methode schon von der Küste an die Natur zur Produktion zwingt. Gleich bei Tanga fährt die Bahn durch Kautschukplantagen, bald aber wechseln diese mit Kautschukplantagen ab, welche aus prächtigen Bäumen bestehen, so daß man glauben könnte, durch einen wohlgepflegten deutschen Laubwald zu fahren. Dann folgen wieder meilenweit Sisal-Pflanzungen usw., kurz, wo man hinsieht, trifft man auf verständige Ordnung und methodische Arbeit. Auch fällt dem Besucher bei der Ankunft in Tanga, wenn er vorher das englische Mombasa besucht hat, das gesetzte und ruhige Benehmen der Bevölkerung wohlzuend auf gegen das unverschämte lärmende und streitsüchtige Gebaren der Eingeborenen in Mombasa. Tanga ist ein sehr hübsch gelegenes Städtchen mit breiten baumbepflanzten Straßen und prächtigen Gebäuden, villenartigen Wohnhäusern, guten deutschen Hotels; ein vorzüglich eingerichtetes Hospital, Post- und Telegraphenamt nebst stattlichem Bezirksgebäude, verschiedene christliche Kirchen und Schulen, Banken und Geschäftshäuser geben Zeugnis von dem Aufblühen der Stadt. Die schwarzen Beamten der Post sprechen deutsch nebst Swaheli, der Landessprache. Der

Dampfertag ist immer ein Festtag für die Bewohner der Stadt und wird abends durch ein Konzert der Neger Schülerkapelle auf dem Bismarckplatz gefeiert. Alles kommt zu diesen Konzerten, um bei einem Glase Bier heimatlichen Weisen zu lauschen.

Von Tanga aus unternahm ich einige Streifzüge in das Usambaragebirge und an den Panganifluß. Hier konnte ich einen rechten Einblick gewinnen, welchen Schatz an Wild unsere Kolonie besitzt. Wohl wenige Länder der Erde haben einen derart reichhaltigen und verschiedenartigen Wildbestand aufzuweisen. In dem sich längs des Flusses hinziehenden Buschgelände tummeln sich die flinken und drolligen Meerkatzen. Diese meist auf Bäumen lebende Affenart ist dem Pflanzer bei weitem nicht so unsympathisch, wie die so schädlichen Paviane, welche in den Feldern durch Herausreißen und Vernichten der Kulturen große Verheerungen anrichten. Ein anderes dem Pflanzer verhaftes Tier ist das Flugschwein. Diese Schweineart richtet ebenfalls in den Mais- und Maniokfeldern ungeheuren Schaden an. Nicht genug, daß sie sich vollfressen, zerwühlen und verwüsten sie alles, was ihnen in den Weg kommt. Der Pflanzer geht diesen Schädlingen zu Leibe, wo er nur kann. Löwe und Leopard sind die einzigen Tiere, die unter den Schwarzkitteln aufzuräumen verstehen, weshalb die beiden Raubtiere vielfach den Schutz des Ansiedlers genießen.

Un Großwild konnte ich einen prächtigen Raffernbüffel aus dem Schumewalde, *Bubalus caffer rufuensis Zukowsky*, ersteilen. Das kraftstrotzende schwarzbraune Tier, mitten in einer Rinderherde äsend, repräsentierte mit seinem starken Gehörn, dunklen Lichtern, zottiger Dede und langbehaarten Ohrrändern so recht die Stärke und das bösartige Aussehen seiner Gippe. Der Büffel wurde nebst anderem afrikanischen Wild zur Rüste transportiert. Ich bestieg in Tanga wieder das Schiff, und nach 24 stündiger Fahrt über Sansibar ankerte der Dampfer in Daresßalam.

Daresßalam, die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas, der Sitz des

Leben und Treiben! Die Weiber in ihren farbig bedruckten Tüchern, mit goldglänzenden, langen Ketten um den Hals, machen einen sauberer Eindruck. Auch manche Schöne ist darunter, sie wiegt sich anmutig in den Hüften und würde wohl von vielen unserer Modedamen um ihre Figur und natürliche Grazie beneidet werden. Die Männer tragen meistens lange Kanzu oder baumwollene Hemden und um die Hüften das buntgesäumte Lendentuch, dazu die typische weiße Guahelimütze oder einen roten Fez. Träger, die Lasten zur Station bringen oder solche holen, kauern, nur mit einem Lendentuch bekleidet, um das Stationsgebäude herum. Um den Kopf haben sie turbanartig ihre Schlafdecke gewunden. Ein umgehängter Topf, ein Messer und eine Kürbisflasche vervollständigen ihre Reiseausstattung. Ein Pfiff, und unser Zug setzt sich unter Tücherschwenken und Trillern der Weiber wieder in Bewegung. Weiter geht es durch üppige Felder und Pflanzungen, und näher an die Bahn treten die bewaldeten Berge Usambaras heran, in die bei der Station Tengeni eine Schmalspurbahn hinauf nach Sigi, nahe dem schönen Umani, abzweigt. Weiter eilt unser Zug, um bei Mauri den Pangani zweimal zu kreuzen, und nach sechsstündiger Fahrt ist die Station Mombo erreicht, wo das Mittagsmahl eingenommen wird.

Gegen Abend kamen wir in Buiko an. Hier blieb der Zug liegen, da damals der Nachtverkehr noch nicht eingerichtet war. Wir begaben uns in das dortige kleine Hotel, wo fröhliche Stimmung bis spät in die Nacht hinein herrschte. Die Temperatur war schon merklich gefallen. Nach erquickendem Schlaf und Einnahme des Frühstücks setzten wir am nächsten Morgen die Weiterreise fort. Nur wenige europäische Fahrgäste befanden sich noch in dem Zuge, der größte Teil war in Mombo ausgestiegen, um von dort nach Wilhelmstal oder in das Usambaragebirge zu gelangen. Das Landschaftsbild hat sich allmählich vollständig geändert. Zur Rechten steigen die steilen und fahlen Berge des

Baregebirges auf, während sich zur Linken durch savannenartige Steppe der Pangani hindurchschlängelt. Auf den Gräsern und Sträuchern der sonnenbestrahlten Steppe glitzern wie Diamanten die Tauperlchen des Morgens. Ab und zu erblickt man einige Antilopen und Strauße. In der Buschsteppe hausen, dem Auge verborgen, Nashörner, Giraffen und viel anderes Wild. Jedoch kann der Reisende, ähnlich wie an der Ugandabahn, Wasser- und Riedböde, Rongonis und sonstige Vertreter der afrikanischen Fauna vom Zug aus beobachten, da das Wild sich auch hier bereits an den Bahnhverkehr gewöhnt hat. Die hiesige Gegend ist von der Regierung zum Wildreservat erklärt worden. An Bedeutung steht dasselbe allerdings dem großen englischen Reservate an der Ugandabahn weit nach. Es soll mitunter vorkommen, daß sich Giraffen auf das Geleise legen und sich nur durch schrille Pfiffe der Lokomotive des langsam fahrenden Zuges unwillig aus ihrer Ruhe stören lassen. Ein Lokomotivführer erzählte mir, daß sogar einmal ein Nashorn den Kampf gegen die Lokomotive aufnehmen wollte. Das Tier rannte gegen die Maschine an, wurde von ihr zur Seite geschleudert und sah, nachdem es einige Purzelbäume geschlagen hatte, ganz erstaunt seinem dampfenden und feuerspeienden Gegner nach. Man braucht diese Erzählung durchaus nicht in das Reich der Fabel zu verbannen, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Nashörner Geschöpfe von äußerst cholerischem Temperament sind. Häufig hatte ich selbst auf meinen Streifzügen Gelegenheit gehabt, die Launen dieser unberechenbaren Tiere kennenzulernen. Öfters sieht man auf Nashornwechseln herausgedrehte Bäume und Büsche, sogar aus ihrer Lage gebrachte mächtige Steine, an denen das Nashorn mit seinem Horn, sei es nun aus Übermut oder aus Wut, sein Mütchen gefühlt hat. Es würde zu weit führen, wollte ich alle derartigen Einzelheiten beschreiben.

Gegen Mittag erreichten wir die Endstation Neu-Moschi. Wir

außerordentlich leicht und elastisch. Ebenso können sie trotz des schweren Körpers sich blitzschnell drehen und wenden. Auch ihre geistigen Fähigkeiten sind nicht geringer als die der anderen Vertreter ihrer Gippe mit Ausnahme des Elefanten, der ja bekanntlich zu den intelligentesten Tieren gehört. Überhaupt ist es unrichtig, die wilden Tiere nur nach den in den zoologischen Gärten gemachten Beobachtungen zu beurteilen. Genau wie der Mensch in der Gefangenschaft ein anderes Wesen hat als in der Freiheit und seiner selbstgewählten Umgebung, so ist es auch mit den Tieren; sie ändern in der Gefangenschaft ihren Charakter und sind nicht mehr dieselben wie in freier Wildnis. Dies konnte ich in den wenigen Wochen hier in Neu-Moschi wieder so recht deutlich beobachten, als die Tiere, nachdem die Ankunft des Europa-Dampfers in Tanga gemeldet war, in ihre Transportkästen gebracht worden waren. Selbst unsere zahmsten Tiere wollten in den ersten Tagen ihrer engeren Gefangenschaft von ihrem eignen Herrn nichts mehr wissen.

Bevor ich nun meine Erlebnisse auf dem Weitertransport erzähle, gestatte mir der freundliche Leser vorerst noch ein wenig über das Thema: „Nashörner“ zu plaudern. Sind es doch gerade diese sogenannten und geschmähten Dickhäuter, denen ich stets mein besonderes Interesse zugewendet hatte und denen ich auch meinen afrikanischen Spitznamen „Bwana Kifaru“ verdanke. Meine beiden jungen Nashörner verlangten schon aus dem einen Grunde eine besonders sorgfältige Behandlung, weil sie, gerade so wie ihre in Freiheit lebenden Artgenossen, sehr von Zecken zu leiden hatten, welche sich hauptsächlich an den Weichteilen festsetzen. So mußten denn zwei Neger täglich diese lästigen Plagegeister von den Nashörnern ablesen. Letzteren war dieser Liebesdienst hochwillkommen. Man brauchte die Tiere nur ein wenig am Bauche oder an der Seite zu scheuern, so legten sie sich nieder und streckten die Beine hoch, um so ihren Wärtern die Arbeit zu erleichtern. In der Wild-

niß haben die Rhinocerosse die Gewohnheit, sich ihrer Quälgeister in der Weise zu entledigen, daß sie durch dichtes Gebüsch laufen, um so das Ungeziefer abzustreifen. Auch suchen sie sich vielfach dadurch von den Zedern zu befreien, daß sie sich mit dem Bauche an großen Steinen scheuern, die dann wie mit einer Blutkruste überzogen aussiehen. Durch dieses Verfahren zieht sich das Nashorn vielfach wunde Stellen zu, die von Fliegen und Bremsen zur Eiablage benutzt werden. An allen erlegten Nashörnern konnte ich solche Wunden sowie Narben feststellen, ja bei einem Exemplar war der ganze Bauch sozusagen eine einzige, über und über mit schmarotzenden Insekten bedeckte Wunde. Von solchen in den wundgescheuerten Stellen sich entwickelnden Maden sowie auch von den Zedern wird das Nashorn vielfach von einem weißen, starähnlichen Vogel, dem Madenhäcker (*Buphaga africana* L.), befreit, den man manchmal in mehreren Exemplaren auf dem gewaltigen Dickeuter antreffen kann. Wir haben es also mit einem typischen Fall von Symbiose, oder, um mich konkreter auszudrücken, von Mutualismus zu tun, d. h. dem zeitweiligen, auf gegenseitigem Nutzen basierenden Zusammenleben zweier verschiedener Tierarten. Das Rhinoceros wird durch den Madenhäcker von seinen Quälgeistern befreit, während der Vogel auf seinem großen Gefährten stets eine wohlgedeckte Tafel vorfindet. Da nun in der einschlägigen Literatur (Jagd- und Reiseberichte) sehr oft auf dieses Zusammenleben von Diceros und Buphaga hingewiesen wird, so entsteht beim Leser leicht der Eindruck, daß der Mutualismus zwischen beiden genannten Arten als eine regelmäßige Erscheinung aufzufassen sei. Hierzu möchte ich das Wort ergreifen, da ich auf Grund langjähriger Beobachtungen zu der Ansicht gekommen bin, daß diese Auffassung nicht stichhaltig ist. Zunächst kenne ich in Ostafrika manche Gegenden, in denen das Nashorn häufig anzutreffen ist, während der Madenhäcker gänzlich fehlt. In diesem Falle scheidet also eine Vergesellschaftung der beiden Tiere von selbst aus.

Unterwo tritt nach meinen Beobachtungen das Nashorn häufig, der Vogel selten auf. So waren von etwa 20 Nashörnern, die ich während einer Zeit von vier Monaten im Iraku-Bezirk antraf, nur zwei bis drei von Madenhäder begleitet.

Vielfach wird auch darauf hingewiesen, daß das Nashorn von dem Zusammenleben mit dem Madenhäder insofern noch einen weiteren Nutzen ziege, als es durch das Benehmen der Vögel vor drohender Gefahr gewarnt würde. Hierzu sei folgendes bemerkt: daß Nashorn windet zwar ausgezeichnet, äugt aber dafür desto schlechter, mit anderen Worten, es ist ein ausgesprochenes „Nasentier“. Nähert sich ihm nun ein Feind unter dem Winde, und als ernsthafter Gegner kann für ein ausgewachsenes Exemplar im allgemeinen wohl nur der jagende Mensch in Frage kommen, so ist es letzterem leicht möglich, auf ziemlich kurze Distanz an den Dicöhäuter heranzukommen. Befinden sich aber Madenhäder auf demselben, so werden die Vögel als „Augentiere“, namentlich wenn das Terrain wenig Deckung bietet, das Herannahen eines Feindes schon verhältnismäßig frühzeitig wahrnehmen. Sie pflegen dann unter lautem Geschrei davonzufliegen, und hierdurch wird dem Nashorn klar, daß in seiner Umgebung etwas nicht in Ordnung ist. Solche Fälle sind von einwandfreien Zeugen mehrfach beobachtet worden. Ob man sie aber als feste Regel aufstellen kann, ist mir auf Grund einer Episode, die ich gelegentlich einer cinematographischen Aufnahme in der Nähe des Manjara-Sees erlebte, denn doch zweifelhaft geworden. Hier pirschten mein Assistent und ich uns mit dem Apparat an ein ruhendes Nashorn, auf dem mehrere Madenhäder an der Arbeit waren, bis auf etwa 20 Meter Abstand heran. Der Apparat wurde aufgestellt und in Tätigkeit gesetzt. Als ich einige Meter Film abgefertigt hatte, wurde das Rhino unruhig und kam langsam auf uns zu, wohingegen die Madenhäder von unserer Unwesenheit zunächst keine Notiz nahmen, sondern ruhig auf dem Dicöhäuter verblieben.

Erst als dieser auf etwa neun Meter herangekommen war und nun prustend seitwärts an uns vorbeiraste, flohen die Vögel mit lautem Gekeisch davon. Da der ganze Vorfall kinematographisch festgehalten worden ist, so bin ich in der Lage, ihn Interessenten jederzeit wieder vorzuführen. Schließlich möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß man die Madenhäder auch häufig als Begleiter von Giraffen und Antilopen antrifft und daß sie sich auch mit Vorliebe in den Viehtralen der Massai aufhalten, wo sie dann natürlich jede Scheu vor dem Menschen abgelegt haben.

Nach dieser Abschweifung in das Gebiet der Biologie bitte ich den Leser, wieder nach Moschi zu kommen und mich auf der Weiterreise zu begleiten.

In einem Extrazuge ging meine Tierkarawane nach Tanga ab; als Wärter fungierten zehn Massai, die ich für die Reise nach Europa mitnahm. In Tanga war alles vorbereitet, so daß die Einschiffung mit Ausnahme eines tragikomischen Vorfalls glatt vonstatten ging. Ein gewichtiger Neger, der die Tierkästen an die Kette anzuhaken hatte, sprang, ahnunglos über den Inhalt der Kisten, von Bord des Schiffes auf den Leichter, und zwar direkt auf die Decke eines Gnuküastens. Die Decke brach durch und der Schwarze saß auf den Hörnern eines starken Gnubüllen; rascher wie er hineingekommen war, hatte ihn der Nyumbu (Gnu) wieder aus dem Kasten hinausbefördert. Die Sache sah sehr gefährlich aus und ich befürchtete schwere Verletzungen des Mannes; aber mit einigen Hautabschürfungen war die Sache abgetan.

Gerade hatte ich die Tiere auf dem Dampfer wohl untergebracht und gedachte an die Freude, die Herr Hagenbeck sen. diesmal an dem schönen Tiertransport und den wundervollen Kinoaufnahmen haben würde, als ich das Telegramm mit der Nachricht seines Ablebens erhielt. Nun war meine ganze Freude in tiefe Trauer umgeschlagen, denn ich hatte den außergewöhnlichen Mann, der mir stets ein freundlicher Lehrmeister gewesen war, lieb gewonnen